



Zunächst die wirtschaftliche Seite: der Eintritt in den Tauschverkehr. Die alte Eigenwirtschaft, die Produktion für eigenen Bedarf und für den Hof großer Herren, hatte eine feste Tradition erzeugt und erhalten; man arbeitete liebevoll für sich selbst oder für den guten Geschmack einer Herrschaft. Das wirkte weiter in die Zeit des Tauschverkehrs hinein; aber allmählich kommt nun deren eigener Geist obenauf: Anbieten, was gekauft werden mag. Spekulation auf die hohen Instinkte einer ungebildeten Masse von Käufern, Konkurrenz um Absatz mittels des Bemühens, Neues, immer Neues vorzulegen, Mode auf Mode an Stelle festen Stils und ruhiger alter Tracht. Und der rechnende Verstand des Unternehmers, der so spekuliert, wird der Typ des Geisteslebens überhaupt: Rechnen und Erkennen, die Grundlage unserer Wissenschaft und Technik.

Das bringt, in den letzten Jahrhunderten in Europa entwickelt, nun auch in Japan ein. Hatte der Japaner, ethisch und ästhetisch erzogen, intellektuell aber unter der strengen Zucht der Tokugawadynastie (bis zur Wiederaufrichtung des Kaisertums in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts) freie Bewegung des Geistes nicht gekannt, so drang in der jüngsten Zeit, nachdem die Tore dem Europäertum geöffnet und zahllose Japaner zum Studium ausgesandt waren, die intellektuelle Kultur Europas übermächtig ein; wie bei uns in den letzten Jahrhunderten, gibt sie dem neuen Japan ihren Stempel: Verstand und Rechnen.

Wird es gelingen, die neue Rolle zu spielen, ohne die alte zu verlieren?

Das japanische Talent des Nachschaffens steht vor einer schweren Aufgabe weiser Beschränkung und gefügigen Selbstbewußtseins. Es gilt, nur so weit sich wirtschaftlich zu europäisieren, als es nötig ist für die unentbehrliche Industrialisierung dieses fünfzig Millionenvolkes auf bergigem, engem Boden, der nicht Agrarprodukte als Gegengabe für die Errungenschaften moderner Technik überflüssig hat und darum ergänzt werden muß durch eigene Industrie. Es fragt sich: wird der Japaner das Prinzip erfassen, durch die Wissenschaft und ihre Praxis das alte Japan nur zu vervollständigen, nicht aber es unnötig aufzuopfern? Wird das japanische Volk, das bisher in heiligen Hainen die Natur erhielt, an dem bei uns nötig gewordenen „Schutz der Heimat“ lernen, in welche Gefahr ihr ganzes Leben geraten ist? All die Schönheit, Einfachheit, Ökonomie, die Abhärtung und Selbstbeherrschung, die ästhetische und ethische Kultur Alt-Japans steht auf dem Spiele. Was wir jetzt wieder mühsam zu erringen angefangen haben, müssen es auch die Japaner erst verlieren, um dann, auch darin unserem Beispiel folgend, es wieder zu suchen?

o o o

## Der Hunger.

Von Dr. Alex. Eyschlag.

I.

Zu den interessantesten Problemen der biologischen und medizinischen Wissenschaft gehört der Hunger. Es ist ein schwieriges Problem für die Theorie sowohl wie für die Praxis, verwickelter und von weit tiefer greifender Bedeutung, als man gemeinhin annimmt. Nicht der Hungerlinsler, der sich für Geld zeigt, hat für die Wissenschaft das Problem des Hungers geschaffen. Nein, der Hunger ist ja häufig genug ein ungebeter Gast für uns — und unsere Gäste wollen gekannt sein. Ja, noch mehr. All die vielen Fragen, die sich auf die Ernährung des Menschen überhaupt beziehen, zahlreiche Fragen der Säuglingsernährung, die Fragen, die auf die Ernährung des Menschen bei verschiedener Arbeit Bezug haben, alle diese Fragen fallen unter das große Problem des Hungers. Weiter gehören hierher zahlreiche Fragen der Heilkunde und sogar wichtige Probleme der Landwirtschaft. Das wird uns aus den folgenden Betrachtungen über das Wesen des Hungers klar werden.

Alle Lebensvorgänge in unserem Organismus bestehen in letzter Linie in einer Verbrennung verschiedenartiger Stoffe, die Bestandteile der lebendigen Zellsubstanz bilden. Lebensvorgänge bedeuten also stets einen Stoffverbrauch in unserem Körper. Der Organismus ist daher auf eine ständige Zufuhr von bestimmten Stoffen angewiesen, mit denen der Verbrauch gedeckt werden kann. Die Stoffe, die in unserem Körper verbrannt werden, sind Eiweißstoffe (als Beispiele mögen das Hühnerweiß, das Muskelweiß dienen), Fette und Kohlehydrate (Zucker, Stärke). Außerdem sind die Lebensvorgänge verbunden mit einer Ausscheidung von Wasser und Salzen aus unserem Körper. Wir bedürfen also auch einer ständigen Zufuhr von Wasser und verschiedenen Salzen.

Nun kann der Fall eintreten, daß der eine oder der andere Stoff einmal in der Nahrung fehlt oder, was häufiger vorkommt, in ungenügenden Mengen in der Nahrung vorhanden ist. Greifen wir einen Fall aus der Wirklichkeit heraus. Beim Übergang vom Landleben zum Stadtleben bekommen die Menschen das Bedürfnis, eine leichtere Nahrung zu sich zu nehmen, sie verschmähen jetzt die vielen Kartoffeln, Rüben und das viele Brot. Der Städter wird vor allem weniger von diesen Nahrungsmitteln zu sich nehmen, als man es auf dem Lande gewohnt ist. Aber mit der geringeren Menge dieser Nahrungsmittel bekommt er nicht die genügenden Mengen von Eiweißstoffen zugeführt, die der Mensch notwendig braucht. Der Ausfall von Eiweiß könnte gedeckt werden durch Fleisch, das sehr viel Eiweiß enthält. Um aber den Ausfall mit genügenden Mengen des viel teureren Fleisches zu decken, reicht bei der großen Masse das Einkommen nicht aus. Der Städter läuft also Gefahr, ungenügende Mengen von Eiweiß zu sich zu nehmen. Er kann in einen „Eiweißhunger“ hineingeraten. Der „Eiweißhunger“, das Zutwenig an Eiweißstoffen in der Nahrung, ist das Kennzeichen der „Armenkost“. Eine solche Kost muß natürlich zu Eiweißverlusten führen, und in den ärmeren Volksschichten kann man Beispiele genug dieser Unterernährung antreffen, namentlich in den Zeiten wirtschaftlicher Krisen oder in Zeiten besonderer Feuerung von Nahrungsmitteln. Die Menschen hungern, obgleich sie essen und obgleich der Laie, der lediglich auf die gesamte zugeführte Menge der Nahrungsmittel sieht, hier die Möglichkeit eines Hungers auch nicht einmal ahnen würde.

Ein anderer Fall, ebenfalls aus der Wirklichkeit gegriffen. Wenn wir arbeiten, so werden in den Muskeln, die die Arbeit leisten, Stoffe verbrannt. Es findet das gleiche statt wie in der Dampfmaschine, die ihre Arbeit nur leisten kann, weil in ihr Kohle oder Holz verbrennen, die aus denselben brennbaren Stoffen bestehen wie unser Körper. Je mehr wir arbeiten, desto mehr Stoffe, namentlich Kohlehydrate, müssen in unseren Muskeln verbrannt werden. Was das in der Praxis des Lebens zu bedeuten hat, erleben wir aus folgender Tatsache. Ein Holzfäller, der eine sehr schwere körperliche Arbeit zu leisten hat, ist mehr als doppelt soviel wie ein Feinmechaniker, der eine viel leichtere körperliche Arbeit hat. In allen Ländern, wo man diese Frage untersuchte, hat sich das in ganz übereinstimmender Weise ergeben. Nun denken wir uns den Fall, ein Holzfäller würde nur so viel essen wie ein Mechaniker. Er ist „genug“, würde man sagen, wenn man ihm einfach auf den Keller bliden wollte. Und doch nicht genug: denn mit dem, was er isst und was bei einer leichteren körperlichen Arbeit wirklich genug ist, kann er seinen großen Stoffverbrauch nicht decken. Er hungert, trotzdem er soviel isst wie andere Leute.

Nun wollen wir noch einen Fall betrachten, der sich auf die Ernährung des Säuglings bezieht. Der wachsende Organismus braucht für den Aufbau des Knochengewebes große Mengen von Salz, und zwar von phosphorsaurem Kalk. Die Knochen werden nur hart, wenn sich phosphorsaurer Kalk in ihnen ablagert. Würde man nun ein Kind zum Beispiel überwiegend mit Reis oder mit Kartoffeln füttern, so würde das Kind an Knochenweichheit erkranken, weil diese Nahrungsmittel zu wenig Phosphorsäure und zu wenig Kalk enthalten. An wachsenden Tieren hat man vielfach solche Versuche ausgeführt — stets mit dem Ergebnis, daß die Tiere eine mangelhafte Entwicklung des Skeletts aufwiesen: ihre Knochen blieben weich und krümmten sich wie bei rachitischen Kindern. Der wachsende Organismus würde also einen Phosphorhunger oder einen Kalzhunger erleiden, wenn er eine Nahrung zugeführt bekäme, mit der ein Erwachsener gut auskommen kann. In Japan, wo in den ärmeren Volksschichten der Reis das Hauptnahrungsmittel bildet, soll es vorkommen, daß die Kinder an einer Knochenweichheit erkranken, die allein darauf zurückzuführen sei, daß sie infolge einer Ernährung mit Reis an phosphorsaurem Kalk Hunger leiden.

Das führt uns hinüber zur Frage nach der Bedeutung eines Kalzhungers für die Heilkunde. Die Ärzte haben sich gefragt, ob nicht verschiedene Krankheiten der Knochen im Wachstumsalter durch einen Mangel an Salzen in der Nahrung hervorgerufen würden. So hat man zum Beispiel die Frage aufgeworfen, ob nicht die englische Krankheit, die Rachitis, bei der die Knochenweichheit und die damit verbundenen Knochenverkrümmungen jedermann in die Augen fallen, auf einem Mangel an phosphorsaurem Kalk in der Nahrung beruhe. Wie wir oben erwähnt haben, gelingt es tatsächlich, bei jungen wachsenden Tieren eine Knochenweichheit und Knochenverkrümmungen zu erzielen, wenn man sie mit Reis füttert, da im Reis so geringe Mengen Kalk und Phosphorsäure enthalten sind, daß mit ihnen den Anforderungen des Knochenwachstums nicht genügt werden kann. Wenn man aber die kranken Knochen solcher Tiere mit dem Mikroskop untersucht, dann findet man, daß sie nicht genau in derselben Weise erkrankt sind wie bei der Rachitis. Daß

aber Erkrankungen des Knochenstems im Wachstumsalter durch Salzangel in der Nahrung auch in der Praxis des Lebens vorkommen können, ist nicht ausgeschlossen. Ist es doch gelungen, bei wachsenden Hunden durch Verfüttung einer an Phosphorsäure armen Nahrung eine Knochenartreue zu erzielen, wie sie in sehr ähnlicher Form auch bei Kindern vorkommt.

Wenn wir vom Salz sprechen, das auch der Erwachsene braucht, so denken wir vor allem an das Kochsalz. Von allen anderen Salzen enthält unsere Nahrung so ziemlich genug, wenn sie nicht gar zu einseitig aus einem oder wenigen Nahrungsmitteln zusammengestellt wird. Nur Kochsalz fügen wir den Speisen eigens zu. Besonders groß ist die Kochsalzmenge, die wir den pflanzlichen Nahrungsmitteln hinzuzufügen pflegen, und bei Völkern, die ausschließlich von pflanzlicher Nahrung leben, spielt das Kochsalz eine außerordentlich große Rolle im Leben. Wie wir in der Eidesformel vor dem Gericht die Strafe Gottes auf uns herabrufen für den Fall, daß wir nicht die Wahrheit sprechen, so sagen die Bataks auf Sumatra, es möge ihre Ernte vergehen, und es mögen ihre Kochsalzquellen versiegen, wenn sie nicht die Wahrheit sprächen. Vor sechs Jahren hat ein Forscher übrigens gezeigt, daß man Tiere unbringen kann, wenn man ihnen eine sehr Kochsalzarme Nahrung verfüttert. Der betreffende Gelehrte gab Kaninchen den sehr Kochsalzarmen Mais zu essen, und die Tiere gingen dabei in wenigen Tagen zugrunde. Gab er ihnen rechtzeitig eine Beilage von Kochsalz, so wurden die Tiere wieder gesund. Eine Untersuchung des Blutes bei den mit Mais gefütterten Tieren erwies, daß die Tiere ungefähr ein Drittel des normalen Kochsalzgehaltes des Blutes eingebüßt hatten. Wir Menschen bauen dem vor, indem wir täglich bis 20 und mehr Gramm Kochsalz mit der Nahrung zu uns nehmen — ein bis anderthalb Eßlöffel Kochsalz pro Tag. Für ängstliche Naturen sei aber gleich bemerkt, daß man auch mit viel weniger Kochsalz auskommen kann.

Wir haben oben gesagt, daß die Fragen des Hungers auch für die Landwirtschaft von Bedeutung sind. Jedermann weiß, daß wir heute die Ernte heben durch Düngung des Feldes mit Salzen. Ganz gewaltige Mengen von phosphorsauren Salzen, von Salpeter und von Ammoniumsulfat werden heutzutage von der Landwirtschaft verbraucht. Wieso kann man aber durch Düngung eines Feldes mit Salzen die Ernte heben? Nun, die Sache liegt hier so. Die Pflanzen brauchen Salze zum Wachstum: die junge Pflanze baut die lebendige Substanz ihrer Zellen aus der Kohlenäure der Luft und dem Wasser und den Salzen des Bodens auf. Stellen wir uns vor, daß in einem Boden genügende Mengen von allen Salzen vorhanden sind, während Phosphorsäure nur in geringeren Mengen in diesem Boden enthalten sei. Die junge Pflanze wird auf diesem Boden bald in einen Phosphorhunger geraten und nicht mehr wachsen können. Sobald wir aber den Boden mit phosphorsauren Salzen düngen, kann das Wachstum der Pflanzen und des Getreides viel weiter gehen als ohne Düngung, und die Ernte wird jetzt beträchtlich größer sein. Durch Hinzufügung von verhältnismäßig geringen Mengen von phosphorsauren Salzen und von Salpeter oder Salzen des Ammoniums zum Boden kann man auf diese Weise den Ertrag eines Feldes ganz außerordentlich steigern. In letzter Linie besteht die Düngung des Feldes in nichts anderem als in der Stillung des Hungers der Pflanze an dem einen oder anderen Bestandteil ihrer normalen Nahrung.

## II.

Wenn der Organismus keine Nahrung zugeführt bekommt, wenn er einen vollständigen Hunger erleiden muß, so wird er eine Gewichtsabnahme erfahren. Das ist uns selbstverständlich: denn in unserem Körper wird andauernd lebendige Substanz verbrannt, und wenn der Verbrauch nicht durch die Stoffe der Nahrung gedeckt wird, so muß der Stoffbestand des Organismus allmählich geringer werden. Der Körper kann sehr lange hungern, ohne merkliche Schädigung zu erleiden. Man hat gefunden, daß zum Beispiel Hunde, Kaninchen, Mäuse bis 40 Prozent und noch mehr von ihrem Körpergewicht im Hunger einbüßen können und doch in stande sind, sich von einem solchen Verlust wieder zu erholen. Bei anderen Tieren, wie zum Beispiel bei kleinen Wasserkröten und bei anderen Weichtieren des Meeres, hat man einen noch weitergehenden Hunger beobachtet. Man hat festgestellt, daß sie sogar 75 bis 85 Prozent, also über drei Viertel ihres Körpers herunterhungern können.

Hört man von diesen Erscheinungen, so wird man sich sofort fragen, wieso solche Wunderdinge in der Natur möglich sind. Und die Antwort lautet, daß im hungernden Organismus ein „Kampf der Teile“, ein Kampf der Organe untereinander vorhanden ist und daß in diesem Kampf der Teile diejenigen den Sieg davontragen, die für das Leben des Gesamtorganismus die wichtigsten sind. Von diesen Dingen müssen wir etwas mehr hören.

Aus einem Wurf von Hunden lassen wir einige Tiere hungern, während wir die übrigen Tiere sofort töten, um über das Gewicht ihrer einzelnen Organe und über den gesamten Stoffbestand ihres Körpers Aufschluß zu erhalten. Wenn die Hungertiere gestorben sind, nehmen wir auch an ihrem Körper dieselbe Untersuchung vor. Wir überzeugen uns nun, daß die Hungertiere beinahe den gesamten Bestand ihres Fettes eingebüßt haben. Das Fett ist ein Vorratsstoff des Organismus, den dieser unter der Haut und in der Umgebung der Organe als „Fettpolster“ in guten Tagen aufspeichert. In den mageren Tagen des Hungers zehrt er an diesem Teil, bis beinahe alles Reservefett aufgebraucht ist. Auch von den Kohlehydraten, vom Glykogen oder der tierischen Stärke, ist der größte Teil bei unseren Hungertieren geschwunden: auch das Glykogen ist ein Reservestoff, den der Organismus in der Leber speichert, um ihn für eine vermehrte Muskelarbeit stets zur Hand zu haben. Im Hunger wird dieser Vorratsstoff allmählich beinahe ganz verbraucht.

Wir haben also ermittelt, daß im Hunger zunächst die Reservestoffe des Organismus aufgebraucht werden, und wir verstehen es wohl, daß durch das Vorhandensein von guten Vorräten an Fett und Kohlehydraten im Organismus die Möglichkeit, den Hunger zu überstehen, in ihrer Dauer sehr verlängert werden kann. Aber weiter. Wenn wir die Einbuße an Gewicht berücksichtigen, die die einzelnen Organe im Hunger erfahren haben, so überzeugen wir uns, daß die einen mehr, die anderen weniger an Gewicht verloren haben. Während zum Beispiel Leber, Nieren, Muskeln 50 bis 70 Prozent ihres Gewichts eingebüßt haben, haben Gehirn und Rückenmark nur einige wenige Prozent ihres Gewichts verloren. Auch der Gewichtsverlust, den Herz und Lunge erfahren, ist gering. Diejenigen Organe, die besonders empfindlich sind gegen allerlei Störungen und deren prompte Mitarbeit im Gesamthaushalt des Körpers für keinen Augenblick entbehrt werden kann, kommen im Hunger am besten weg. Und weil auf diese Weise Nervensystem und Herz auch bei länger dauerndem Hunger nur wenig geschädigt werden, darum eben können die Tiere so viel von ihrem Stoffbestand einbüßen, einen so lange dauernden Hunger ertragen. Neben den Vorratsstoffen ist es also der „Kampf der Teile“ im Organismus, der uns für einige Zeit über den Hunger hinweghilft: die lebenswichtigen Organe leiden den Hunger nicht, der auf den anderen Organen des Körpers so schwer lastet. (Schluß folgt.)

o o o

## Spruch.

Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag?  
Hat nie der Nutige Verwegnes unternommen?  
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,  
War es zum Schaden oder Frommen.

Goethe.



## Wie ein Mensch geboren ward.

Von Maxim Gorki.

(Schluß.)

„Du Allerheiligste, Allerreinste!...“ murmelte seufzend und zitternd die Mutter, während sie den auf dem Reisbündel liegenden Kopf von einer Seite auf die andere schob.

Und dann, nach einem leisen Aufschrei, schwieg sie still, um im nächsten Moment die unsagbar schönen Augen wieder aufzutun, diese heiligen blauen Mutteraugen, die mit frohem, dankbarem Lächeln zum ebenso blauen Himmel emporschauen. Nun hebt sie mit Mühe die Hand auf und bekreuzt langsam sich selbst und das Kind:

„Ehre und Dank dir, Allerreinste, Gottesgebärerin... ach... Ehre sei dir im Himmel...“

Ihre Augen sind wieder erloschen und in die Höhlen zurückgesunken, und sie schweigt, kaum atmend, eine ganze Weile. Dann aber sagt sie plötzlich, fast in energischem Tone:

„Knüpf doch mal mein Bündel auf, lieber Junge...“

Ich tat, was sie mich hieß, und sie ließ ihre Augen eine Weile schwach lächelnd auf mir ruhen. Ein flüchtiges Rot huschte, kaum bemerkbar, über ihre eingefallenen Wangen und die schweißbedeckte Stirne.

„Geh auf die Seite...“

„Streng dich nur nicht zu sehr an!“

„Nun, geh schon, geh...“

Ich ging ein paar Schritte weit fort und trat ins Gebüsch. Mein Herz war gleichsam ermüdet, in meiner Brust aber tönte es wie

lieblicher Vogelgesang, und der gab mit dem ewigen Rauschen des Meeres einen so köstlichen Zusammenklang, daß ich wohl ein Jahr lang hätte dastehen und lauschen können.

Jrgendwo in der Nähe murmelt ein Bach — es klingt wie das Geplauder eines Mädchens, das der Freundin vom Geliebten erzählt. . . .

Zwischen den Sträuchern sehe ich den Kopf in dem gelben Tuche sich bewegen — sie hat sich schon ganz zurechtgemacht.

„Ei, ei,“ rufe ich warnend, „du hast es gar zu eilig!“

Sich mit der Hand am Strauchwerk festhaltend, sitzt sie da wie eine Veräuschte: kein Tropfen Blut ist in dem fahlen Gesicht, in dem man statt der Augen nur zwei tiefe, dunkle Löcher sieht.

„Guck doch . . . wie er schläft! . . .“ flüstert sie voll Rührung.

Er schlief ganz fest und brav, aber schließlich doch nicht anders, als sonst Kinder zu schlafen pflegen. Das war wenigstens meine Meinung, und wenn ein Unterschied bestand, so lag er einzig in dem Umstand, daß er nicht in einem Bette lag, sondern unter einem Strauche, von einer Art, wie sie in der Gegend von Orlow nicht vorkommt, und auf einem Haufen herblich bunter Blätter.

„Leg dich lieber hin, Mutter. . .“

„Es geht nicht,“ sagte sie, den Kopf auf dem noch schwachen Halse schüttelnd — „ich muß mich auf den Weg machen . . . nach diesem — wie heißt es doch? . . .“

„Nach Otschentschir?“

„Ganz recht. Unsere Leute sind schon so weit voraus. . .“

„Ja — kannst du denn überhaupt gehen?“

„Und die Muttergottes? Die wird mir schon helfen!“

Nun — wenn die Muttergottes ihr hilft, habe ich freilich nichts zu sagen.

Sie blickt unter den Strauch nach dem kleinen, mürrisch verzogenen Gesichte, auf das aus ihren Augen die warmen Strahlen zärtlicher Mutterliebe fallen. Dann beleckt sie sich die trockenen Lippen und fährt mit einer langsamen Handbewegung über ihre Brust.

Ich zünde ein Feuer an und baue aus Steinen einen kleinen Herd, auf den ich meine Teekanne stellen kann.

„Wart, Mutter, ich will dir einen Tee kochen. . .“

„Wirklich? Ach, tu das doch . . . es ist mir so trocken in der Brust. . .“

„Warum haben dich deine Landsleute im Stiche gelassen?“

„Im Stiche gelassen? Wieso denn? Ich bin selbst zurückgeblieben. . . Sie hatten sich betrunken — wenn ich nun so mitten unter ihnen niedergekommen wäre? . . .“

Sie warf einen Blick auf mich und hielt sich, verschämt lächelnd, den Ellenbogen vor die Augen.

„Ist's dein erstes Kind?“ fragte ich.

„Ja, das erste. . . Und du — wer bist du denn?“

„Na, so etwas wie ein Mensch. . .“

„Ja doch, das seh ich. Bist du verheiratet?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Wirklich nicht?“

„Warum fragst du?“

Sie schlug die Augen nieder und versank in Nachdenken.

„Woher kennst du denn diese Weibergeheimnisse?“

Jetzt mußte ich lügen.

„Das hab ich alles gelernt. Hast du schon was von Studenten gehört?“

„Gewiß doch! Der älteste Sohn unseres Popen — der ist 'n Student, will auch Pope werden. . .“

„Na, siehst du — solch einer bin auch ich. Doch jetzt muß ich Wasser holen.“

Sie neigte den Kopf nach ihrem Kleinen hin, um zu hören, ob er auch noch atme. Dann blickte sie nach dem Meere hin.

„Waschen möcht ich mich — aber ich fürchte mich vor dem Wasser. . . So salzig ist's und so bitter. . .“

„Kannst es ruhig wagen — es ist sehr gesund, das Wasser. . .“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß. Es ist wärmer als Bachwasser, die Bäche sind hier eiskalt. . .“

„Du mußt es wohl wissen. . .“

Ein Abchasier ritt auf seinem kleinen, sehnigen Pferdchen an uns vorüber — den Kopf auf die Brust gesenkt, sah er halb schlafend im Sattel. Das Pferdchen spitzte die Ohren, warf aus seinen großen, schwarzen Augen einen Blick auf uns und ließ ein Schnauben hören. Der Reiter hob den Kopf mit der zottigen Pelzmütze in die Höhe, sah gleichfalls nach uns herüber und ließ den Kopf wieder sinken.

„Wie häßlich doch die Menschen hier sind, und wie gefährlich sie aussehen!“ meinte sie.

Ich ging, um Teewasser zu holen. Über das Gestein hüpfte murmelsnd ein quersilberheller Wasserstrahl herab — ich wusch mir Gesicht und Hände rein und ließ meine Teekanne vollaufen. Als ich zurückging und durch die Büsche schaute, sah ich, wie die Frau auf den Knien daherkroch und sich unruhig umfas.

„Was ist dir?“ rief ich ihr zu.

Sie erschraf, wurde ganz grau im Gesicht und suchte irgend etwas zu verbergen. Ich erriet, was es war.

„Gib her, ich will's vergraben. . .“

„Wie denn, mein Lieber? Man muß es doch in der Badstube vergraben, unterm Fußboden des Vorzimmers. . .“

„Das wird noch ein Weilchen dauern, bis man hier eine Badstube baut!“

„Du machst deine Späße — und ich hab solche Angst! Wenn's nun ein wildes Tier auffrißt? Es muß doch der Erde übergeben werden. . .“

Sie wandte sich ab und reichte mir ein feuchtes, schweres Päckchen. Dann sagte sie leise, verschämt:

„Sieh nur zu, daß du es recht tief eingräbst, um Christi willen bitt ich dich. . . Hab Mitleid mit meinem Söhnchen, mach's nur ja nicht verkehrt!“

Als ich zurückkehrte, sah ich sie vom Meere herkommen — sie schwankte und streckte die Arme wie tastend vor; ihr Rod war bis an die Hüften durchnäßt, und ihr Gesicht war leicht gerötet, als wäre es von innen her erleuchtet. Ich half ihr bis zum Feuer hin und dachte ganz erstaunt:

„Welche unverwundliche Kraft steckt doch in diesem Volke!“

Dann tranken wir Tee mit Honig, und sie fragte mich leise:

„Du hast wohl mit dem Studieren aufgehört?“

„Ja.“

„Hast dich dem Trunke ergeben?“

„Ganz und gar.“

„Das ist gar nicht recht. Bist mir schon in Suchum in die Augen gefallen, wie du dich mit dem Aufseher wegen des Essens zanktest; ich sagte mir damals gleich: der muß ein Trinker sein, daß er so gar keine Angst hat. . .“

Und während sie sich den Honig von den geschwellenen Lippen leckte, schielten ihre blauen Augen immer wieder nach dem Strauche, unter dem der jüngste Mann von Orlow ruhig schlief.

„Wie wird's ihm nun ergehen?“ sagte sie seufzend, mit einem fragenden Blicke auf mich. „Ich dank dir schön, daß du mir geholfen hast, aber ob's für ihn gut ist — wer weiß? . . .“

Sie hatte gegessen und getrunken und befreuzte sich. Während ich meine sieben Sachen in Ordnung brachte, sah sie schläfrig hin und her wandelnd da, hatte die Augen, die wieder ganz müde und farblos erschienen, auf die Erde gerichtet und schien irgend etwas zu überlegen. Dann richtete sie sich mühsam empor.

„Du willst wirklich schon gehen?“ fragte ich sie.

„Ja.“

„Ei, sieh doch vor, Mutter!“

„Und die Muttergottes? . . . Reich mir ihn doch her!“

„Ich werde ihn tragen. . .“

Es gab einen kurzen Streit zwischen uns — dann gab sie nach, und wir schritten Schulter an Schulter nebeneinander her.

„Wenn ich nur nicht schlapp werde!“ sagte sie mit einem schuldbigen Lächeln und legte die Hand auf meine Schulter.

Der neue Einwohner Rußlands lag in meinen Armen und schlief ganz fest — welches Schicksal mochte ihm bevorstehen? Das Meer plätscherte und rauschte, weiße Wogenkämme, wie feiner Spikenschmuck, liefen darüber hin. Aus den Büschen klang es wie Raunen und Flüstern, und die Sonne, die bereits über den Mittag hinaus war, strahlte mild hernieder auf die Erde.

Ganz langsam gingen wir vorwärts. Von Zeit zu Zeit blieb die junge Mutter stehen, seufzte tief auf, richtete den Kopf empor, ließ ihren Blick in die Runde gehen, übers Meer, über den Wald und die Berge, sah dann ihrem Söhnchen ins Gesicht, und ihre Augen, die von den Tränen des Leids ganz ausgebleicht waren, wurden wieder so wunderbar hell, bekamen wieder Farbe und erstrahlten im blauen Glanze unerforschlicher Liebe.

Einmal, als wir stehen blieben, sagte sie:

„O Gott im Himmel, wie schön ist das doch! Ich könnte so gehen und gehen bis ans Ende der Welt . . . und er, mein Sohn, würde größer und größer werden . . . ganz in Freiheit würde er aufwachsen . . . an der Brust der Mutter, mein lieber Kleiner. . .“

. . . Das Meer aber rauschte, rauschte. . .